

Philosophie des Geldes

Karl-Heinz Brodbeck

1. Einleitung

Das Geld ist kein gewöhnlicher Gegenstand. Es ist vor allem kein Naturding. Ökonomische Formen und besonders das Geld besitzen als *Kategorien* einen spezifischen Charakter, der sich nicht mit den Methoden der Naturwissenschaften beschreiben lässt. Dennoch lässt sich in der *Wissenschaft* von der Wirtschaft der fatale Zug erkennen, sich wissenschaftstheoretisch an den Naturwissenschaften zu orientieren. Die vorherrschende Ökonomik unterstellt, dass auch in der Wirtschaft eine außerbewusste „Natur“ regiere, die man nur auf demselben Wege wie in den Naturwissenschaften entschlüsseln könne: Durch die Anwendung mathematischer und statistischer Methoden. Ökonomen betrachten ihre Modelle, auch Modelle des Geldes, als frei handhabbare Begriffssysteme, die im wissenschaftstheoretischen Ideal einem empirischen Test ausgesetzt seien. Es fällt aber auf, dass – ganz anders als in den Naturwissenschaften – dieser empirische Test *in der Regel* versagt. Keines der wichtigen Ereignisse in der jüngeren Wirtschaftsgeschichte wurde anhand der verbreiteten Methoden der neoklassischen Ökonomik vorhergesagt, zu schweigen von kurzfristigen Preisprognosen. Dennoch formuliert diese Wissenschaft in den Worten eines ihrer bekanntesten Vertreter die Maxime:

„The ultimate goal of a positive science is the development of a ‚theory‘ or ‚hypothesis‘ that yields valid and meaningful (i.e., not truistic) predictions about phenomena not yet observed.”
(Friedman 1957, 7)

An diesem Kriterium gemessen sind nicht nur einige Prognosen gescheitert; die theoretische Form der modernen Ökonomik selbst erweist sich als Irrweg (Brodbeck 2013). Der Grund für diesen Irrweg liegt darin, dass die Ökonomik ihre eigenen Grundkategorien nicht aus einer Phänomenologie des alltäglichen Handelns in der Wirtschaft entnimmt, sondern apriorisch mit Blick auf mathematisch-statistische Modelle konstruiert. Namentlich das Geld, für Ökonomen nur das „Öl in der Wirtschafts- /46/maschine“ (Hume 1826, 317), wird nicht in seiner das Denken bestimmenden Form untersucht. Deshalb ist eine *Philosophie des Geldes* nicht einfach ein nachträglicher Kommentar zu einer ansonsten erfolgreichen Wissenschaft. Die philosophische Reflexion muss hier überhaupt erst die fundierenden Kategorien aufdecken

und daran zeigen, wie sich Sozialformen darin reproduzieren. Die Grammatik in der „Sprache des Geldes“ (vgl. Brodbeck 2014) gilt es überhaupt erst zu entschlüsseln. Das zu leisten ist die Aufgabe der Philosophie des Geldes.

2. Ansätze zur Philosophie des Geldes

2.1 *Geld als Nomos*

Das Geld besitzt auch für einen flüchtigen Blick eine seltsame Doppelnatur: Es scheint einerseits ein äußeres, materielles Ding zu sein (Münze, Geldschein, Girokonto etc.), das durch die Preise mit anderen äußeren Dingen (Waren) vielfältig verknüpft ist. Zum anderen aber ist das Geld im menschlichen Denken und Handeln eine Recheneinheit, Gegenstand und Mittel von vielfältigen Werturteilen, insofern also ein geistiges Phänomen oder der Psychologie zuzurechnen. Die grundlegenden Kategorien, die das Geld als Phänomen charakterisieren, hat man deshalb einmal in objektiven Zusammenhängen in der Wirtschaft gesucht; man kann diese Methode „materialistisch“ in dem Sinn nennen, wie die Naturwissenschaften diesen Begriff interpretieren: Alle Phänomene lassen sich letztlich auf physische zurückführen. In diesem Horizont müssten auch die Grundkategorien zur Erklärung des Geldes reduktionistisch aus physischen abgeleitet werden. Dem steht die gegenteilige Auffassung gegenüber, die folgert, dass das Geld als Phänomen des rationalen Wertens und Denkens eine spezifisch subjektiv zu begründende Kategorie sei. Als *gemeinsame* Frage ergibt sich dann die nach dem besonderen Verhältnis von äußerer Geldform und dem Denken und Rechnen in Geld mit seinen vielfältigen Konsequenzen für das gesellschaftliche Zusammenleben. Diese Denkformen in der Dualität von Subjekt und Objekt, philosophisch von Descartes zur Grundlage gemacht und in den Weltanschauungen des Materialismus und Idealismus popularisiert, bestimmte auch die philosophischen Reflexionen über das Geld. /47/

Am griechischen *Anfang* der Geldphilosophie – bei Platon und Aristoteles – findet sich dagegen eine differenziertere Sichtweise. In seinen *Nomoi* hatte Platon das Geld als eine rechtlich-soziale Form charakterisiert und gesagt: „Aller Geldbesitz ist gemeinsam.“ (Nomoi 739c) Aristoteles hat das Geld im fünften Buch seiner *Nikomachischen Ethik* konsequent als *ethische* Form untersucht. Er betont darin, dass das Geld nicht *physis*, sondern *nomos* ist. Seine Denkfigur wurde hierbei regelmäßig fehlgedeutet, je im Licht einer subjektiven oder objektiven Wertlehre der Nationalökonomie. Aristoteles hat bemerkt, dass bei einem Austausch *physisch* heterogene Dinge aufeinander bezogen werden. Es wird darin also im physischen Sinn nichts *gleichgesetzt*. Dennoch leben die Menschen arbeits- und bedürfnisteilig zusammen und müssen deshalb die Arbeiten und Bedürfnisse *vermitteln*. Diese Rolle übernimmt das Geld. Es

stellt eine Gemeinschaft (*koinonia*) her, die als soziale Form weder auf die physischen Produkteigenschaften, noch die geteilten Bedürfnisse reduziert werden kann. Das Geld besitzt insofern eine „konventionelle“ Existenz (*nomos*). In seiner *Politik* hat Aristoteles dann den *Missbrauch* der Geldfunktion, Gemeinschaft zu vermitteln, ausdrücklich angeklagt in seiner Zinskritik: Wer Geld als öffentliches Gut im Wucher privatisiert, verkehrt Mittel und Zweck, nutzt den „Gemeinbesitz“ Geld zur privaten Bereicherung. Zudem, so Aristoteles, strebt die Geldgier irrational ins Unendliche, kennt keine Grenze, während alle anderen physischen Dinge durch ihre Grenze definiert sind (Meikle 1994; Brodbeck 2012, Kap. 4.2.3). Diese Ansätze zu einer Philosophie des Geldes wurden im Mittelalter im *Zinsverbot* aufgegriffen, allerdings anders begründet: Im Zins wird scheinbar die Zeit zur Ursache des Geldeinkommens; die Zeit aber gehört Gott, weshalb der Zins Sünde sei.

Die späteren Kommentare zu Aristoteles zerfallen bereits in die Standpunkte der objektiven und subjektiven Wertlehre. Karl Marx meinte, Aristoteles habe zwar die richtige Frage gestellt, aber die Antwort – Geld sei Ausdruck entfremdeter, abstrakt-gesellschaftlicher Durchschnittsarbeit – nicht finden können in einer Welt der Sklaverei. Carl Menger und andere Vertreter der subjektiven Wertlehre wollten bei Aristoteles, der auf die Bedürfnisteilung und deren Vermittlung durch das Geld verwies, dagegen einen Vorläufer der subjektiven Wertlehre erblicken. Beiden Schulen ist die eigentliche Pointe bei Aristoteles entgangen, dass im Geld ein *neues* Phänomen vorliegt, das weder auf physische Arbeitsprozesse noch auf individuelle Bedürfnisse reduziert werden kann. /48/

2.2 Geld als Objektivierung von Werten?

Auch Simmel, dessen 1900 erschienenes Hauptwerk erstmals den *expliziten* Titel einer „Philosophie des Geldes“ trägt, hat das Geld auf etwas anderes zurückgeführt: Auf Werthaltungen der Subjekte, die im Geld objektiviert würden, sich gleichsam in die Subjekt-Objekt-Distanz einbetteten. Werthaltungen gehören zu jedem Subjekt und sind fraglos gegeben, sind für Simmel „ein Urphänomen“ (Simmel 1977, 6). Doch in dieser Verortung der Werte ist Simmel nicht konsequent: Einmal ist ihm der Wert ein „Wertgefühl“, als Urphänomen „ein wirklicher psychologischer Vorgang“ (Simmel 1977, 4). Andererseits ist es der wirtschaftliche Verkehr – damit die Geldverwendung selbst –, von der Simmel sagt, er „*schafft* ein Reich von Werten, das mehr oder weniger vollständig von seinem subjektiv-personalen Unterbau gelöst ist“ (Simmel 1977, 30; meine Hervorhebung). Nun sind das aber zwei sich widersprechende Aussagen. Simmel kämpft mit der Frage, wie die subjektiven Wertungen im Geld objektive Geltung erlangen können. Seine Antwort – durch „Objektivierung“ – ist tautologisch. Und seine

versuchte Begründung ist nebulös: Die „Objektivierung des Wertes entsteht in dem Verhältnis der Distanz, die sich zwischen dem subjektiv-unmittelbaren Ursprung der Wertung des Objekts und unserem momentanen Empfinden seiner bildet.“ (Simmel 1977, 23f.) Gerade in den philosophischen Grundfragen bleibt Simmels Gelderklärung begrifflich unbestimmt.

Obgleich er in seiner „Philosophie des Geldes“ betonte: „Keine Zeile dieser Untersuchungen ist nationalökonomisch gemeint“ (Simmel 1977, VII), möchte er doch durch eine subjektive Fundierung „dem historischen Materialismus ein Stockwerk unterbauen“, wodurch die „wirtschaftlichen Formen selbst als das Ergebnis tieferer Wertungen und Strömungen, psychologischer, ja, metaphysischer Voraussetzungen erkannt werden.“ (Simmel 1977, VIII) Auch diese Absicht bleibt unverständlich: Man kann der These, dass das wirtschaftliche Sein das Bewusstsein bestimme, widersprechen, sie aber nicht dadurch tiefer fundieren, dass man umgekehrt das Geld aus Bewusstseinsphänomenen ableitet. Der historische Materialismus wurde innerhalb der Ökonomik selbst kritisiert. Die subjektive Fundierung war das ausdrückliche *Wissenschaftsprogramm* der österreichischen Schule der Nationalökonomie. Simmel hat sich also faktisch durch seine Untersuchung durchaus – vielleicht gegen seine Absicht – auf das Terrain der Nationalökonomie begeben. Deshalb konnte Carl Menger in einer Rezension des Simmel'schen Werkes schreiben, im Vergleich zur neueren Nationalökonomie – Mengers eigenem Entwurf – „scheint uns die Behandlung dieser Probleme in den Wirtschaftswissenschaften in Bezug auf Klarheit und Sachkunde derjenigen des Verf.s vielfach überlegen zu sein.“ (Menger 2000, 161) Es offenbart sich hier ein Dilemma, das sich bei mehreren Versuchen zur Formulierung einer Philosophie des Geldes zeigt: Eine philosophische Behandlung kann nur auf der Grundlage einer fundierten Kritik der Nationalökonomie *als Wissenschaft* entwickelt werden (Brodbeck 2012; 2013). Andernfalls ernten philosophische Entwürfe das zweifelhafte Lob, zwar „geistreich und anregend“ (Menger 2000, 161) zu sein, die Errungenschaften der Ökonomik *als Wissenschaft* aber weitgehend zu ignorieren. Auch Philosophen kritisieren Simmel mit ähnlichen Worten: Simmel sei „eher geistreich als philosophisch.“ (Liebrucks 1970, 171) Die wirkliche Leistung Simmels bleibt eine *soziologische*, eine Beschreibung der Moderne im Horizont der Geldverwendung.

Was sich bei Simmel als Zirkularität der Erklärung zeigt, trifft auch auf andere Versuche einer Philosophie des Geldes zu. Folkert Wilken formulierte eine *Phänomenologie* des Geldes auf den Spuren von Edmund Husserl, gelangt darin aber nur wie Simmel zur inhaltsleeren Versicherung, im Geld liege eine „Vergegenständlichung des Geldwertbewusstseins in Objekten“ (Wilken 1926, 443) vor. Erklärte Simmel: „Die subjektiven Vorgänge des Triebes und des Genießens objektivieren sich im Werte“ (Simmel 1977, 25), so verlegt Wilken das Geld

gleich ins Bewusstsein, um dieses Bewusstsein dann in Objekten vergegenständlicht zu sehen. Auch Bruno Liebrucks verwendet diese Denkfigur: „Geld ist der gegenständlich gewordene Begriff wirtschaftlicher Werte.“ (Liebrucks 1970, 180) Es bleibt also die Frage: Wie schaffen es subjektive Begriffe oder Wertgefühle, *allgemeine* Geltung zu erlangen?

2.3 Geld im historischen Materialismus

Der zweite Weg in der Geldphilosophie – von Simmel als „historischer Materialismus“ charakterisiert – geht den umgekehrten Weg. Für Marx ist das Geld nur eine entfremdete, seinen wirklichen Gehalt fetischartig verschleiernde Form, die gesellschaftliche Arbeit zu organisieren. Das Geld ist für ihn nur eine Oberfläche, unter der sich die Vermittlung der /50/ Arbeitsteilung vollzieht, die als diese Basis nicht in das Alltagsbewusstsein vordringt, sondern im Geld verdinglicht angeschaut wird. Die das Geld charakterisierenden Denkformen sind nur „Nebelbildungen im Gehirn“ (Marx/Engels MEW 3, 26): Das bürgerliche Recht, die Ideen der Freiheit und Gleichheit usw. erwachsen für Marx aus dem im Geld verallgemeinerten Tauschverkehr, zusammengefasst in dem berühmten Satz aus der Einleitung von *Zur Kritik der Politischen Ökonomie* (1858):

„Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt.“ (Marx MEW 13, 9)

Ist bei Simmel und anderen Geldphilosophen, die solchem Materialismus „ein Stockwerk unterbauen“ wollen durch eine Rückführung des Geldes auf psychische Wertphänomene, das zentrale Probleme die „Objektivierung“ des Subjektiven, so stellt sich für den Marxismus das umgekehrte Problem: Was bedeutet das Wort „bestimmen“, wenn das soziale Sein das Bewusstsein *bestimmt*? Tatsächlich hat Marx immerhin hier eine Schwierigkeit geahnt:

„Es ist in der Tat viel leichter, durch Analyse den irdischen Kern der religiösen Nebelbildungen zu finden, als umgekehrt, aus den jedesmaligen wirklichen Lebensverhältnissen ihre verhimmelten Formen zu entwickeln. Die letztere ist die einzig materialistische und daher wissenschaftliche Methode.“ (Marx MEW 23, 393, Fortsetzung Note 89)

Wie soll es aber gelingen, das „falsche Bewusstsein“ an der Oberfläche der bürgerlichen Gesellschaft aus seinen materiellen Fundamenten „zu entwickeln“?

Alfred Sohn-Rethel hat auf diese Frage im Anschluss an Marx eine „materialistische“ Antwort versucht. Er kritisiert die Marx'sche Vorstellung, dass im Geld die abstrakt-gesellschaftliche Arbeit nur fetischartig erscheine. Die „Vergesellschaftung“ (Weber 1980, 21) durch das Geld ist für Sohn-Rethel eine durchaus eigenständige Kategorie. Zwar hält er an der Marx'schen Vorstellung fest, dass sich das Geld aus den Tauschprozessen „entwickelt“ hat, gibt aber bei den Warenwerten den Bezug auf die hervorbringende Arbeit auf:

„(D)ie Arbeit spielt keine konstitutive Rolle in der gesellschaftlichen Synthesis vermittelt des Warenaustauschs. Im Funktionszusammenhang des Marktes herrscht nicht die abstrakte Arbeit, sondern die Abstraktion von der Arbeit.“ (Sohn-Rethel 1971, 70)

Sohn-Rethel versucht, Denkformen aus den Tauschakten, in denen er eine *objektive Abstraktion* vor ihrer bewussten Reflexion erblicken möchte, abzuleiten und vermutet darin auch die Quelle aller anderen sozialen Abstraktionen. Insofern ist für ihn das Geld „das Apriori der abstrakten Verstandestätigkeit.“ (Sohn-Rethel 1976, 112) Ähnlich hatte schon Georg Thomson (Thomson 1968) argumentiert: Die Denkformen der frühen Philosophen sind aus dem Tauschverkehr entstanden. Es ist bemerkenswert, dass Ludwig von Mises, das Urgestein des modernen Liberalismus, eine ganz ähnliche These formuliert hat: „Geschichtlich ist der menschliche Rationalismus aus der Wirtschaft erwachsen.“ (Mises 1920/21, 100) Um begründen zu können – so die Kernthese von Mises –, dass *alles* Handeln rational ist, obgleich es doch seiner Einsicht nach aus der Wirtschaft, der Geldverwendung hervorgegangen ist, muss er in einem logischen Gewaltakt *alles* menschliche Handeln *als* ein Tauschen interpretieren: „Alles menschliche Handeln erscheint, sofern es rational ist, als ein Vertauschen eines Zustandes mit einem anderen.“ (Mises 1922, 99) Somit gilt der Umkehrschluss: „alles rationale Verhalten ist sohin ein Wirtschaften.“ (Mises 1931, 76) Der logische Zirkel ist vollendet: Die Ratio gründet in der Geldverwendung, die Geldverwendung aber ist Ausdruck rationalen Handelns, das Mises durch einen unzulässigen Analogieschluss *als* Tauschen beschreibt.

2.4 *Ontologie des Geldes*

Hier wird das fundamentale Dilemma der Geldphilosophie sichtbar: Marx, Simmel, Mises und Sohn-Rethel haben bemerkt, dass zwischen der *rationalen* Denkform und der Geldverwendung offenbar ein enger Zusammenhang besteht. Beim Versuch, die Ratio in den Tauschakt selbst zu verlegen, um sie dann daraus „materialistisch“ ableiten zu können, begeht man aber ebenso eine *petitio principii* wie im umgekehrten Fall bei der These, das Geld sei die „Objektivierung“ psychischer Formen oder eines „Geldbewusstseins“. Sieht Sohn-Rethel im Tauschakt eine „Realabstraktion“, so verlegt Mises den Tausch gleich in das Handeln eines Individuums: „Alles rationale Handeln ist zunächst individual. /52/ Nur das Individuum denkt, nur das Individuum ist vernünftig. Und nur das Individuum handelt.“ (Mises 1922, 99)

Das Geld lässt sich aber *kategorial* weder aus einem vereinzelt Bewusstsein, noch aus äußeren, materiellen Gegebenheiten deduzieren. Materialismus und Idealismus führen in der Geldphilosophie beide auf Irrwege, die in einem Zirkel enden. Es gab durch Walter Tauber und Otto Veit jeweils noch einen weiteren Versuch, durch den Rückgriff auf die Ontologie von Nicolai Hartmann, durch dessen Schichtenlehre der Kategorien in der Geldphilosophie

neue Wege zu beschreiten. Tauber argumentiert hierbei wie folgt: Nach Hartmann sind soziale Phänomene durch eine eigentümliche Schichtung charakterisiert. Geistiges ruht auf Organischem, dieses auf einer physischen Schicht. Zwar existieren höhere Schichten nicht ohne Fundierung in den zugrundeliegenden Schichten – es gibt z.B. keinen frei schwebenden Geist ohne materielles Fundament. Aber jede höhere Schicht ist durch ein *kategoriales Novum* gekennzeichnet. Für Tauber ist das Geld ein Phänomen, das „durch alle Schichten des Seienden“ (Tauber 1941, 442) zu verfolgen ist: Es besitzt (in der Münze, im Geldschein) ein materielles Fundament, das unverzichtbar ist, aber nicht das Geld schon erklärt. Es müssen höhere Schichten, seelische Eigenschaften und rationale Denkformen hinzukommen. Das Geld ist also nach Tauber (ähnlich: Veit 1970, 522ff) ein in sich geschichtetes Phänomen. Das soll erklären, weshalb eine rein psychologische Geldtheorie (Geld als Ausdruck subjektiver Werte) ebenso scheitert wie eine materialistisch-metallistische, die das Geld aus dem Geldmaterial oder hervorbringenden Ursachen wie der menschlichen Arbeit erklären möchte.

Ogleich der Gedanke, dass es sich beim Geld um ein kategoriales *Novum* handelt, das nicht aus anderen Kategorien abgeleitet werden kann, ein wichtiger Schritt in der Philosophie des Geldes ist, sind die Resultate bei Veit und Tauber dennoch enttäuschend. Sie betrachten nicht das Geld *als* Geld im Horizont eines kategorialen Novums, sondern verorten es ganz in der Manier von Nicolai Hartmann in *vorgegebenen* „Seinsschichten“. Nach Hartmann wäre das Geld zum „objektiven Geist“ zu rechnen, den er – mit Hegel – als ein Ansichsein ohne Fürsichsein beschreibt. Doch diese Auskunft führt nur auf neue Paradoxien: „Es ist eine an sich paradoxe Sachlage, daß es Geist geben soll, der nicht Bewußtsein ist.“ (Hartmann 1958, 326) Dennoch wird genau dies von Marx in der These von der im Tausch vorliegenden objektiven Abstraktion ausgesagt, /53/ die Sohn-Rethel systematisch zu entfalten versucht hat. Auch Mises erklärt die Ratio aus der Geldverwendung, bemerkt aber nicht die Differenz zwischen subjektivem und objektivem Geist, sofern er eine soziale Form, nämlich den Tausch, einfach zur Eigenschaft individuellen Handelns kürzt und so die eigentliche Schwierigkeit umgeht, vor der die *subjektive Wertlehre* steht. Wenn alle Werte, wie Menger nachdrücklich sagt – worin ihm die österreichische Schule (Wieser, Böhm-Bawerk, Mises, Hayek u.a.) gefolgt ist und was Simmel oder Wilken auf anderen Wegen wiederholen –, letztlich Ausdruck *individuell-psychischer* Wertungen sind, so bleibt die Frage völlig offen, wie es individuelle Wertungen schaffen, im Geld objektiv zu gelten. Umgekehrt bleibt bei Marx oder Sohn-Rethel dunkel, wie es ein nicht-bewusstes Handeln bewerkstelligt, das Bewusstsein zu „bestimmen“. Was schon bei Descartes eine ungelöste Frage war: Wie kann es eine Interaktion zwischen *res*

cogitans und *res extensa* geben, kehrt hier durch die Hintertür der philosophisch sich versuchenden Geldanalyse wieder.

Geld ist tatsächlich ein *Novum*, mit je eigenen Kategorien, ganz so, wie die menschliche Sprache ein *Novum* der Kooperation von Lebewesen darstellt. Dieses *Novum* bezieht sich auf das Bewusstsein, besitzt materielle Aspekte, vermittelt soziale Akte – doch all dies auf eine sehr eigentümliche, nur ihm zukommende Weise. Dies „objektiven Geist“, „Tauschabstraktion“, „objektivierte Geldbewusstsein“, „Kulturtatsache“ (Taeuber 1941, 442) oder eine Form von „Realeinkommen“ (Veit 1970, 523) zu nennen, erklärt nicht das *Novum*, das im Geld vorliegt. Im Gegenteil, die Form des *explanans* findet sich bereits in der Denkform des *explanandums* – ein Zirkel, der für die Geldtheorie und -philosophie charakteristisch ist und einer vorausgehenden Erhellung bedarf. Die „abstrakte Arbeit“ bei Marx, vermeintlicher Grund des Geldes, besitzt bereits eine Geldform, wie die „Werte“ bei Simmel oder das „Geldwertbewusstsein“ bei Wilken. Und Taeuber fällt schließlich doch von der Schichtenontologie auf eine naturalistische Metapher zurück, wenn vom Geld in der Analogie „Blut im Blutkreislauf“ (Taeuber 1941, 441) spricht. /54/

2.5 Gelderklärungen aus dem Tausch

Blickt man auf die Gelderklärungen durch die Wirtschaftswissenschaften im engeren Sinn, so lassen sich zwei Schulen erkennen: (1) Die Tauschtheorien (Smith, Marx, Menger, Walras, Mises u.a.) versuchen das Geld *als soziale* Form aus Tauschprozessen zu deduzieren. Diese Erklärung wird auch unter dem Begriff des „Metallismus“ zusammengefasst, weil sie in der Funktion der materiellen Verkörperung des Geldes (Gold, Silber, Münze) die ursprüngliche Geldform sehen wollen. (2) Demgegenüber betonen die Autoren der Schule des „Chartalismus“ die besondere Rolle des Staates und rechtlicher Regelungen (Knapp, Bendixen, Keynes, Friedman u.a.). Sie knüpfen ihre Überlegungen an den nominalen Zeichencharakter des Geldes (Singer 1920). Historisch erwuchs diese Schule vor allem aus der Analyse der Papiergeldverwendung, die im Anschluss an die Experimente von John Law Anfang des 18. Jahrhunderts und später durch die Erfahrungen der Französischen Revolution die ökonomische Literatur am Beginn des 19. Jahrhunderts beschäftigte (vgl. Brodbeck 2014, Kap. 1.6.1).

Die Tauschtheorien wenden sich gegen die häufig verwendete Vorstellung, derzufolge das Geld einfach als eine historische *Erfindung* dargestellt wird. Eine Erfindung ist stets lokal; es kann dadurch nicht erklärt werden, wie sie zu einer *allgemeinen* Geltung gelangt. Ferner wird etwas für einen bestimmten Zweck erfunden. Nun kann man beim Geld eine Reihe von „Funktionen“ identifizieren und diesen Funktionen dann die Erfindung des Geldes zuordnen.

Doch das ist als wissenschaftliche und philosophische Begründung offenkundig unhaltbar: Die Funktionen des Geldes existieren nicht schon vor dessen Verwendung, um als klug erfundenes Mittel vorausgesetzte Zwecke zu erfüllen. Zwar kann das Geld vielen Zwecken dienen – z.B. dem der Bestechung. Doch nicht das Bedürfnis zum Zwecke der Bestechung ein allgemein akzeptiertes Mittel verwenden zu wollen, hat das Geld hervorgebracht.

Die Tauschtheorien vermeiden scheinbar diesen Zirkel, setzen aber auch einen Zweck voraus: Aus dem Tausch selbst erwachse das Bedürfnis, Tauschprozesse rationeller abzuwickeln. In der Sprache der zeitgenössischen Mikroökonomik: Tauschprozesse sind mit hohen Transaktionskosten verbunden. Das Bedürfnis, diese Transaktionskosten zu senken, führe zur Verwendung besonderer Waren als Tauschmittel, aus denen schließlich das Geld hervorgegangen sei – offenkundig ein Fehl- /55/ schluss, weil „Kosten“ schon eine allgemeine Recheneinheit voraussetzen. Eine durchdachtere Erklärung liefert Carl Menger und formuliert mit seiner evolutionären Darstellung auch die *methodologische* Grundlage für die Theorie Hayeks (vgl. Brodbeck 2001; 2012, Kap. 4.6.3). Menger argumentiert wie folgt: Der Tausch ist zunächst ein vereinzelter, zufälliger Prozess. Vergrößern sich die Tauschgesellschaften, so wird es immer unwahrscheinlicher, dass zwei Tauschpartner zueinander finden, die das Bedürfnis nach dem Gut des je anderen besitzen und symmetrisch gerade jenes Gut in Händen halten, das der andere benötigt. Menger betont ausdrücklich, dass der allgemeine Tausch unter dieser Voraussetzung unmöglich wird. Doch dann entstehe evolutionär aus dem Tauschprozess selbst der *indirekte* Tausch: Wer Ware A besitzt und Ware B erlangen möchte, der tauscht zunächst diese Ware A in eine Ware um, für die sich ein Tauschpartner findet (auch wenn er danach kein Bedürfnis empfindet), sagen wir Ware C. Diese tauscht er dann in Ware D usw., um schließlich eine Ware zu erhalten, für die sich die ursprünglich gewünschte Ware eintauschen lässt. Durch diesen Prozess des *indirekten* Tauschs, verbunden mit dem den Menschen angeblich naturhaft eigenen Streben, einen Tauschgewinn erzielen zu wollen, bilden sich bevorzugte Güter heraus, die kraft ihrer leichten Eintauschbarkeit auch zunehmend allgemein anerkannt werden. Im *Wettbewerb* der so gefundenen leicht eintauschbaren Güter bleibt schließlich das am leichtesten tauschbare Gut übrig: *Geld* (vgl. Menger 1871, 250ff; 1892).

Auch Marx setzte bei einem einfachen, zufälligen Warenaustausch an, den er die „einzelne, zufällige Wertform“ nennt. Marx – nicht historisch erklärend, sondern logisch deduzierend – geht dann von der einzelnen, zufälligen Wertform (Ware A wird gegen Ware B getauscht) fort zu massenhaftem Tausch. In der subjektiven Wertlehre Mengers gibt es im Tausch keine Gleichsetzung; jeder macht subjektiv einen Tauschgewinn. Im Gegensatz dazu

betont Marx, im Tausch Ware A gegen Ware B finde eine *Gleichsetzung* statt, Ausdruck der in den Waren verborgen schon vorhandenen Wertschubstanz, der abstrakten Arbeit. Da man nun die Kette der Gleichsetzungen je für die Waren C, D, E usw. fortsetzen könne, gelange man schließlich zur „allgemeinen, entfaltenen Wertform“, worin man in dieser allgemeinen Gleichsetzung von Warenquanten eine Ware herausgreift und als allgemeine Referenz (= Geld) verwendet. *Praktisch* wird jene Ware gewählt, die für das allgemeine Tauschäquivalent am geeignetsten ist: Leicht teilbar, dauerhaft, selten (= Gold). /56/

Auf anderen Wegen gelangt auch Léon Walras, der Vater der modernen Gleichgewichtstheorie und damit des heute weitgehend herrschenden Paradigmas in der Ökonomik, zum selben Ergebnis (Walras 1894, 188f). Walras mathematisiert das Angebots- und Nachfrageverhalten der Unternehmen und Haushalte durch entsprechende Funktionen (Nutzen- und Produktionsfunktionen). Setzt man Angebot und Nachfrage im Gleichgewicht auf jedem Markt gleich, so ergeben sich n Gleichungen für alle Marktpreise und m Gleichungen für alle Gütermengen und Produktionsfaktoren. Es liegen also $n+m$ Gleichungen für $n+m$ Variablen vor. Da nun aber die Ausgaben für Güter oder Faktoren symmetrisch zugleich Einnahmen sind (Entgelte für „Faktordienste“ nach Walras), sind die $n+m$ Gleichungen, mathematisch gesprochen, linear abhängig. Es sind also nur $n+m-1$ Gleichungen verfügbar, wodurch sich nur *relative* Preise bestimmen lassen. Ein Preis (*numéraire*) kann und muss *festgelegt* werden als Rechnungseinheit. Es kann aber *jedes* Gut dafür als Rechnungseinheit verwendet werden. Welche gewählt wird, ist wiederum – wie auch bei der entfaltenen Wertform von Marx – eine „praktische“ Frage. Geld ist somit für Walras bereits in einem komplexen Tauschsystem *implicit* als Rechnungsnorm enthalten – ganz so, wie bei Marx in den gleichgesetzten Waren im Tausch die nicht sichtbare, aber als Wertgesetz wirksame Substanz der Arbeitswerte im Geld in einer fetischartigen, entfremdeten Form in Erscheinung tritt.

Diese Ableitungen des Geldes im Tauschparadigma scheitern aber ausnahmslos an einem *Zirkel der Erklärung* (vgl. Brodbeck 2012, Teil 4). Sie setzen alle voraus, dass große Tauschgesellschaften *ohne* Geld existieren. Nur so können sich *innerhalb* dieser Tauschpopulationen die formalen Beziehungen (allgemeine Wertform, *numéraire* oder evolutionäre Prozesse) in der Geldklärung realisieren. Doch eben diese Voraussetzung ist nicht nachzuvollziehen. Denn jeder vereinzelte Tauschakt ist *zufällig*, steht nicht in Beziehung zu anderen Tauschakten. Formal gesagt: Tauschakte sind nicht *transitiv*. Um es in einem Bild zu erläutern: Wenn in Berlin (Buchstaben stehen jeweils für Warenquanten) A/B getauscht wird, in München B/C und in Frankfurt A/C, so gilt bei zufälligen Tauschakten: $(A/B) \cdot (B/C) \neq (A/C)$. Die transitive Beziehung, $(A/B) \cdot (B/C) = (A/C)$, bei Marx „allgemeine Wertform“, bei Walras „numéraire“

genannt, wäre *rein zufällig* und ihre Wahrscheinlichkeit in großen Tauschgesellschaften ist faktisch Null. Die Tauschakte sind nicht transitiv, weil sie nicht *vergesellschaftet* sind. Wenn Menger das Geld /57/ nicht logisch, sondern *evolutionär* als Prozess *innerhalb* einer großen Tauschpopulation durch indirekten Tausch „ableiten“ möchte, so erliegt er einer *petitio principii*. Gesteht man zu, dass jeweils vereinzelte Tauschakte zufällig sind und ergänzt, dass das Finden jeweils symmetrisch passender Tauschpartner mit der Größe der Tauschpopulation faktisch unmöglich wird und deshalb ein *allgemeiner* Austausch überhaupt *unmöglich* ist, dann ist die Vorstellung, es könne sich innerhalb einer großen Tauschpopulation evolutionär das Geld entwickeln, schlicht undenkbar: Was nicht existieren kann (eine große Tauschpopulation *ohne* Geld), kann nicht Grundlage einer Evolution des Geldes sein. Analog gilt: Wenn zufällige Tauschakte, formal verkettet, nicht *transitiv* sind, dann existiert auch kein allgemeines Äquivalent. Und Walras setzt in der *Gleichsetzung* von Angebot und Nachfrage Geld als *allgemeine* Rechnungseinheit je schon implizit voraus, wenn er seine Gleichungen formuliert.

Daraus ergibt sich: Die im Geld vollzogene Vergesellschaftung von Tauschakten ist ein vom Tausch selbst völlig verschiedenes Phänomen. Sagt man: „The exchange relation is the fundamental social relation“ (Mises 1996, 194), so bleibt die menschliche *Vergesellschaftung* durch das Geld ein unerklärtes Rätsel. Das Geld lässt sich – philosophisch gesagt – nicht in seiner kategorialen Form aus dem Tausch „ableiten“, auch wenn das Geld umgekehrt im Kaufakt wiederum als Teil eines Tauschaktes erscheint. Die dem Geld eigentümliche Vergesellschaftung kann nicht aus vereinzelten Akten deduziert werden.

2.6 Geld als Geschöpf der Rechtsordnung

Dieses Problem scheint die *staatliche Theorie* des Geldes gelöst zu haben. Sie bezeichnet – in den Worten von Knapp – von vorneherein das Geld als „Geschöpf der Rechtsordnung“ (Knapp 1921, 1). Damit erscheint das Geld zwar auch als *abgeleitetes* Phänomen, als rechtliche Normierung (*nomos*). Die Vergesellschaftung durch Tauschakte ist den *staatlichen* Formen nachgelagert. Im soziologischen Sinn wird damit die Frage nach dem Ursprung und den Formen der menschlichen Gesellschaft zwar nur verschoben, bezüglich des *Geldes* aber scheinbar gelöst: Geld entsteht durch staatliche Setzung oder Normierung. Jede Münze zeigt bereits die zentrale Rolle staatlicher Zeichen: Sie vereinigt Sprache /58/ und Metall (vgl. Müller 1922), d.h. das (in der Regel edle) Metall mit einem Zeichen, das auf das jeweilige Hoheitsgebiet verweist. Fürsten, später Staaten garantierten in den Münzen den Reinheitsgehalt der Metalle bei normierten Gewichten und ermöglichten so die Bildung einer einheitlichen Maß- und Rechnungseinheit für das jeweilige Verbreitungsgebiet einer Münze. Das Gold er-

hält, so die Auffassung dieses Nominalismus, seinen Wert nicht durch *intrinsische* Eigenschaften des edlen Metalls, sondern durch seine Geltung als Geld, die wiederum auf einer staatlichen Normierung beruht: „Das Geld hat seinen Wert nicht vom Golde, sondern das Gold hat seinen Wert vom Gelde, das heißt von der Münzgesetzgebung.“ (Bendixen 1926, 50) Wenn beim *internationalen* Geldverkehr, fügt Bendixen hinzu, das Gold unabhängig von der Münzprägung „wertbeständig“ erscheint, so nicht Gold als Geld: „Gold ist nicht internationales Zahlungsmittel, sondern Ware.“ (Bendixen 1926, 53) Dass das Geld nur einen nominalen Wert besitzt, erkennt man daran, dass es auch bei einer Münzverschlechterung weiterhin als Geld und Rechnungsgrundlage dient oder in der Papiergeldform durchaus in seiner Geldbasis manipuliert werden kann, um staatliche Einnahmen zu generieren.

Gelingt es auch dem Nominalismus in der Geldtheorie, das Rätsel einer verborgenen Werts substanz in der Metallform des Geldes – nicht zu lösen, sondern einfach – durchzustreichen, so ist die *Geltung* des Geldes und seine Universalisierung keineswegs damit erklärt. Zwar bleibt auch bei Manipulationen am Geld durch Münzverschlechterung (Reduktion des Edelmetallgehalts) oder bei zusätzlicher Papiergeldemission durch Zentralbanken zum Zweck der Finanzierung des Staatshaushalts zunächst die Geltung ungebrochen; das Geld wird weiterhin als Tausch- und Zahlungsmittel verwendet und bildet weiter die Rechnungseinheit. Aber erstens sind immer wieder Geldsysteme durch solche Manipulationen zerbrochen, zweitens stehen die Geldformen (Münzen, nationale Währungen) auch im Wettbewerb zueinander, so dass manipulierte Währungen auch schrittweise verdrängt werden. Ein Staat kann hoheitlich die nominale Einheit der Geldrechnung verfügen, ihre faktische *Geltung* ist davon aber durchaus unabhängig. Bei einer starken Inflation oder dem massenhaften Auftreten von fast wertlosen Münzen verliert das Geld seine Geltung.

Diese Phänomene verweisen darauf, dass die faktische Macht eines Staates durch rechtliche Mittel nicht die in einem Hoheitsgebiet (beim Fernhandel darüber hinaus) beobachtbare Geltung der jeweiligen Geld- /59/ formen *herstellen* kann. Anders als andere Rechtsformen, die durch staatliche Gewaltmittel und eine Exekutive in ihrer Geltung durchgesetzt werden können, ist das beim Geld nicht möglich. Es gehört zum Wesen des Geldes, dass seine Annahme im Wirtschaftsverkehr stets *freiwillig* erfolgt. Und wider diese Freiheit kann die Geltung des Geldes nicht durchgesetzt werden, ohne das jeweilige Wirtschaftssystem in etwas ganz anderes zu verwandeln: In eine Planwirtschaft. Zwar kann sich die menschliche Freiheit prinzipiell *allen* Normen widersetzen, bis hin zur völligen Umwälzung eines Staates in Revolutionen. Insofern ist also auch die durch Gewalt sanktionsbewährte Geltung von Normen nie absolut; menschliche Gesetze sind keine Naturgesetze. Naturgesetze gelten ohne „Exekutive“.

Doch in der Geldverwendung ist dieses Moment der freiwilligen Annahme auf dem Markt ein *konstitutives* Element, nicht die Ausnahme – wie bei einer Regelverletzung in der Moral oder beim Recht. Die *Geltung* des Geldes kann also weder durch die Tauschtheorie noch durch die staatliche Theorie des Geldes erklärt werden.

2.7 Historische Gelderklärungen

Der Überblick über verschiedene Versuche der Erklärung des Geldes sei noch durch einige historische Bemerkungen ergänzt. Die klassische, neoklassische und die österreichische Schule der Nationalökonomie erblicken in der Wirtschaft das Gelten überzeitlicher, universeller Gesetze. Bei der Analyse wird ein Modell des Menschen unterstellt, das keinen historischen Kern besitzt. Der „ökonomische Ansatz“ (Gary S. Becker) in der jüngeren ökonomischen Theorie geht davon aus, dass der maximierende *homo oeconomicus* alles menschliche Verhalten zu erklären erlaubt. Das heißt, die in der Mikroökonomie verwendete Präferenz- oder Nutzentheorie und das Maximierungsverhalten gelten theoretisch als Universalien, als platonische Ideen. Walras hat sich ausdrücklich auf die platonische Philosophie berufen. Die Empirie komme immer nur *nachträglich* bei *Anwendungen* der Ökonomik in den Blick (Walras 1954, 61). Der Wert, Grundlage für die Ableitung des Geldes in der Schule der subjektiven Wertlehre (Jevons, Menger, Walras u.a.), gilt als natürliches Phänomen, das durch Gesetze bestimmt wird, die den Naturwissenschaften streng analog sind. Menger und Walras sagen hier *epistemologisch* dasselbe: /60/

„Ob und unter welchen Bedingungen ein Ding mir *nützlich*, ob und unter welchen Bedingungen es ein *Gut*, ob und unter welchen Bedingungen es ein *wirtschaftliches Gut* ist, ob und unter welchen Bedingungen dasselbe *Werth* für mich hat, und wie gross das *Mass* dieses Werthes für mich ist, ob und unter welchen Bedingungen ein *ökonomischer Austausch* von Gütern zwischen zwei wirtschaftenden Subjecten statthaben, und die Grenzen, innerhalb welcher die *Preisbildung* hiebei erfolgen kann u. s. f., all' dies ist von meinem Willen ebenso unabhängig, wie ein Gesetz der Chemie von dem Willen des practischen Chemikers.“ (Menger 1871, IX)

„Thus any value in exchange, once established, partakes of the character of a natural phenomenon, natural in its origins, natural in its manifestations and natural in essence.“ (Walras 1954, 69)

Das Geld als *abgeleitetes* Phänomen kenne deshalb keine Humangeschichte, nur eine *Naturgeschichte*.

Demgegenüber haben der Marxismus und die historische Schule der Nationalökonomie aber stets die Historizität aller ökonomischen Gesetze und Formen betont. Auch der Nominalismus in der Geldtheorie folgt diesem Gedanken. Nun hat sich aber gezeigt, dass die naturalistische „Geldableitung“ aus dem Tausch durch Evolutionsprozesse, die vermeintliche „Objektivierung“ subjektiver Werte, die Rückführung der Werte auf eine objektiv gedeutete Arbeitssubstanz, aber auch der rechtstheoretische Nominalismus die *Geltung* des Geldes nicht

erklären können. Es liegt deshalb der Gedanke nahe, eine (idealisierte) *Geldgeschichte* als Gelderklärung anzubieten. Für Hegel waren Logik und Geschichte in ihrer Abfolge völlig isomorph. Marx stand unter dem Einfluss dieses Gedankens, hat ihn aber doch deutlich modifiziert. Die Erkenntnis früherer Formen hängt von der Erfahrung in späteren Gesellschaften ab: „Die Anatomie des Menschen ist ein Schlüssel zur Anatomie des Affen.“ (Marx MEW 42, 39) Die zentralen Bestimmungen der Ökonomie ändern sich zwar im Lauf der Geschichte; doch ihre jeweilige *Geltung* liefert in der historischen Reihenfolge nicht das logische Gerüst für die Analyse der modernen Gesellschaft:

„Es wäre also untubar und falsch, die ökonomischen Kategorien in der Folge aufeinander folgen zu lassen, in der sie historisch die bestimmenden waren. Vielmehr ist ihre Reihenfolge bestimmt durch die Beziehung, die sie in der modernen bürgerlichen Gesellschaft aufeinander /61/ haben und die gerade das umgekehrte von dem ist, was als ihre naturgemäße erscheint oder der Reihe der historischen Entwicklung entspricht. Es handelt sich nicht um das Verhältnis, das die ökonomischen Verhältnisse in der Aufeinanderfolge verschiedener Gesellschaftsformen historisch einnehmen.“ (Marx MEW 42, 41)

Wenn dieser Gedanke richtig ist, dann ist das Geld als herrschende Form der Vergesellschaftung im Kapitalismus, in der globalen Marktwirtschaft nicht erklärbar aus früheren Formen des Staates oder der Wirtschaft. Man kann dann aber auch nicht, was Marx im „Kapital“ dennoch versuchte, den *Tauschakt* als grundlegendes Phänomen ansetzen, weil sich alle Käufe bereits auf Geld beziehen. Schon in den frühen Formen – in Griechenland, im europäischen Mittelalter, im alten China, das bereits Papiergeld kannte – ist der ökonomische Tausch ein *Geldtausch*. Geld als dominierende Sozialform in der Wirtschaft lässt sich so wenig aus prämonetären Formen „erklären“, wie sich die Sprache nicht aus Vor- oder Nichtsprachlichem *ableiten* lässt. Jede „Ableitung“ ist bereits eine Bewegung in der Sprache und muss das vermeintlich Vorsprachliche zuerst *beschreiben*, um es dann in eine Theorie übersetzen zu können: ein logischer Zirkel. Dasselbe Phänomen hat sich beim Geld ergeben. Wenn man das Geld in seiner allgemeinen Geltung aus individuellen Wertungen, einem „Geldbewusstsein“, der abstrakten Arbeit oder aus Rechtsnormen „ableiten“ möchte, so bewegt man sich in einem epistemologischen Zirkel – die abgeleitete Denkform „Geld“ wird zuvor den subjektiven Werten oder der gesellschaftlichen Arbeit als Attribut beigefügt. Und man scheitert an der Erklärung der universellen Geltung des Geldes selbst.

Zweifellos können historische oder archäologische Hinweise viele Aspekte der Geldverwendung illustrieren und so im Licht entfalteter Formen als prämonetäre erkannt werden. Doch eine philosophisch stringente *Erklärung* liefern historische Tatsachen nie. Um überhaupt erkennen zu können, was „geldartig“ in frühen Kulturen erscheint, ist der Geldbegriff stets schon vorausgesetzt. Zahlreiche historische Untersuchungen zum Geld sind durchaus

hilfreich, weil so Aspekte entdeckt werden können, die in der Moderne entweder eine Bedeutungsverschiebung oder eine Marginalisierung erfahren haben. Geldvorformen im Rahmen eines religiösen Opfers etwa (Laum 1924) lassen sich in der quasi-religiösen Geldverehrung der Gegenwart deutlicher wiedererkennen. Der Aspekt der stets notwendigen materiellen Verkörperung des /62/ Geldes lässt sich an Münzen aus edlen Metallen deutlicher erkennen als bei einer vermeintlich völligen Virtualisierung des Geldes z.B. bei Bitcoins. Auch die Untersuchungen von Denise Schmandt-Besserant über den Ursprung des *Schrift* liefern wichtige Hinweise auf eine *gemeinsame* Herkunft der Materialisierung ökonomischer Kalkulation (Geldrechnung) und der schriftlichen Form der Sprache (Schmandt-Besserant 1996; vgl. Brodbeck 2014, Kap. 1.5). Formale Analogien zwischen Geld und Sprache verweisen auf kategoriale Gemeinsamkeiten, die man als fundierende semiotische Prozesse in dieser Allgemeinheit auch untersuchen kann (Brodbeck 2012, Teil 1). Gleichwohl erfordert die *besondere* Natur des Geldes die Anerkennung der einfachen Tatsache, dass sich hier *kategorial* etwas Neues zeigt, das aus keiner anderen Denkform oder sozialen Form erklärt werden kann. Die Zirkularität in der Gelderklärung ist nicht einfach nur ein logischer Mangel, ihre Unvermeidlichkeit ist aus der sozialen Form des Geldes selbst aufzudecken. Die Philosophie des Geldes ist hier also auf eine *Phänomenologie* verwiesen, die anhand der alltäglich erfahrbaren Geldverwendung selbst zentrale Begriffsbestimmungen des in einer Geldökonomie jedermann vertrauten faktischen Tuns *reflektiert*.

3. Zur Phänomenologie des Geldes

Halten wir fest: Das Geld ist ein *kategoriales Novum*. Damit ist gesagt, dass das, was ihm *spezifisch* zukommt, das Geld *als* Geld, nicht aus Voraussetzungen deduziert werden kann, so wenig man die Sprache aus Nichtsprachlichem „ableiten“ kann, ohne in immer neue Zirkel einzutauchen. Nun ist das Geld allerdings kein *fremdes* Phänomen. Jeder, der in eine Geldökonomie geboren wurde – und das ist global die überwiegende Zahl an Menschen –, ist mit dem Geldgebrauch von Kindesbeinen an vertraut. Eine *Phänomenologie* des Geldes als tragendes Element der Geldphilosophie kann also das alltäglich Vertraute, das Bekannte als Ausgangspunkt nehmen und die darin sichtbar werdenden Kategorien reflektieren und so ins Bewusstsein heben. Die Sprache des Geldes ist in ihrer kategorialen Grammatik, mit Hegel gesagt, zwar *bekannt*, aber nicht *erkannt*. Was also einfach zu sein scheint – der Blick auf die alltägliche Geldverwendung –, erweist sich als das Schwierigste: Denn das Nächste ist kraft seiner Nähe selbstverständlich und deshalb nicht in reflexiver /63/ Distanz erkannt. Das Geld ist sogar insofern noch viel näher als andere vertraute Dinge, weil das, was es zu Geld macht,

selbst eine Bewusstseinsform ist. Geld als Geld hat nur Bedeutung, erlangt nur seine Funktion, wenn es *als Geld* gewusst und mit ihm gerechnet wird.

3.1 Geldrechnung als Geldverwendung

Die erste und auffallendste Eigenschaft ist also dies, dass mit und in Geld *gerechnet* wird. Geldverwendung ist ein alltägliches Rechnen. Dieses Rechnen ist in andere Denk- und Sprachformen eingebettet. Sehr häufig spielt es darin allerdings eine *dominante* Rolle, die sozial zugleich als Herrschaft der auf dem Geld gründenden Institutionen funktioniert. Was vollzieht sich in der Geldrechnung? Eine abstrakte *Einheit* der Rechnung (Gold, Euro, Dollar, Renminbi, Bitcoins usw.) wird auf Nichtgeldgegenstände bezogen, darin bewertet oder abgeschätzt. Das, worauf sich dieses Rechnen in der Geldeinheit bezieht, wird kraft dieses hergestellten rechnenden Bezugs zu einer Ware. Keine Eigenschaft an den Dingen, die in Geld gerechnet werden, besitzt von sich her einen Geldcharakter: Dienstleistungen, Lebensmittel, Immobilien, auch geistige Güter wie Patente oder Rechte etc., sie alle werden erst durch ihren Bezug auf die Einheit der Geldrechnung zu Waren. Die Gesamtheit dieses rechnenden Bezugs wird zum Markt. Auf der subjektiven Seite, dem rechnenden Subjekt selbst, finden sich in dessen Psyche keine *von sich her* rechenhaften und rechenbaren Aspekte, die in der Geldrechnung nur entäußert würden. Vielmehr wird das Rechnen in Geld mit dem Rechnen *erlernt*. Die einfache Tatsache, dass viele Kulturen kein allgemeines Rechenbewusstsein kannten, dass die dort gebräuchlichen Zahl- und Zählformen stets sehr begrenzt und an unmittelbare Verkörperungen gebunden waren (Fingerzählen, Schnüre und Knoten usw.), belegt, dass die der Geldrechnung eigentümliche *Allgemeinheit* nicht in einem die getrennten Subjekte vorher schon verbindenden Allgemeinbewusstsein gründet. Die Geldverwendung als Geldrechnung erweist sich durch ihren Bezug auf die Objekt- wie die Subjektseite dieses Aktes als *eigenständiges* Phänomen.

Betrachten wir den Kaufakt als elementaren Akt der Geldverwendung etwas genauer:

Erstens ist ein Kauf (symmetrisch: Verkauf) ein intersubjektiver Tausch. Die *Intersubjektivität* ist hierbei zu betonen, weil – wie oben / 64/ (2.4) skizziert – immer wieder versucht wurde, auch das individuelle Handeln *als* Tausch zu interpretieren (Whateley, Schumpeter, Mises u.a.). Doch ganz offensichtlich ist die Rede vom Handeln *als* Tausch ebenso nur eine leere Metaphorik wie die Übersetzung dieses Gedankens in die These, alles Handeln sei ein Nutzenmaximierungskalkül („ökonomischem Ansatz“). Der *Utilitarismus* in der Form, die Jeremy Bentham entwickelt hat, lässt sich unschwer als Internalisierung einer rechnenden

Buchführung erkennen (vgl. Brodbeck 2012, Kap. 6.3.2). Ein Motiv des Handelns ist nach Bentham bestimmt durch:

„The internal perception of any individual lot of pleasure and pain (...); as the pleasure of acquiring such a sum of money, the pain of exerting yourself on such an occasion”. (Bentham 1823, 99)

Der Hinweis auf den stillschweigend unterstellten Horizont der Geldrechnung im Utilitarismus verbietet es zugleich, das Kalkül des Abwägens von „Lust und Leid“ als originäres, von allen Subjekten einheitlich vollzogenen Akt zu begreifen. Tatsächlich ist das auf das Geld bezogene Rationalkalkül stets *uno actu* ein intersubjektiver Vorgang: Wer eigene Vermögensgegenstände in Geld berechnet, der tut dies mit Blick auf *den Markt*.

Zweitens ist zwar jeder Geldkauf ein Tausch, nicht aber jeder Tausch – z.B. eine Nachbarschaftshilfe – schon eine latente Geldverwendung. Das Geld wird als Geld anerkannt, ungeachtet der Tatsache, dass viele Tauschakte auch *scheitern*. Mit dem Scheitern von Tauschakten – z.B. im Innovationsprozess – endet nicht die Geltung des Geldes. Auch ist es nicht phänomenologisch ausweisbar, dass in jedem Tauschakt implizit schon ein dem Geld analoges *Maßverhältnis* konstituiert wird. Einmal sind nicht alle gehandelten Produkte sinnvoll als Quantitäten zu erfassen (Patentrechte, Beratungen, Kunstobjekte etc.), zum anderen werden oftmals auch Bündel unterschiedlicher Quantitäten getauscht, worin sich gerade nicht *ein* Maßverhältnis bildet. In der Geldeinheit wird zwar gerechnet; es werden Warenquantitäten auf eine bestimmte Geldsumme *bezogen* (= Preis). Doch der Preis misst nichts *am* Warenkörper oder dem zahlenden Subjekt. Die Zuordnung von Geldsumme und Ware bleibt stets auf die Entscheidungsfreiheit der Tauschpartner relativiert und ist weder subjektiv noch objektiv durch ein Drittes determiniert. Das „higgling and bargaining of the market“ (Smith 1979, 49) bleibt der tragende Grund der Geldverwendung. Es ist gerade dieser Spielraum des Feilschens, der Preisanpassungen und Wertänderungen, der die Geldverwendung vor jeder vermeintlichen Wertdetermination auszeichnet. Das Geld /65/ vergesellschaftet nur durch die rechnenden Akte selbst hindurch, ist nicht Ausdruck eines dahinter liegenden Dritten. Das Rechnen in und mit ihm vollzieht faktisch die Vergesellschaftung. Es gibt dahinter oder darunter erkennbar keine andere Form, die außerhalb der bewussten Akte diese Vergesellschaftung als „Gesetz“ je schon vollzogen hätte. Es gibt nicht ein verborgenes Naturgesetz der Gesellschaft, „das auf der Bewußtlosigkeit der Beteiligten beruht“ (Engels MEW 1, 515); „a supra-conscious mechanism which operates upon the contents of consciousness but which cannot itself be conscious.“ (Hayek 1967, 61) Gäbe es so etwas, so wäre das Geld *als Geld* überflüssig und leistete nicht das, was es leistet: Die Vergesellschaftung der Menschen in der Wirtschaft über Märkte und Wettbewerb.

Drittens vollziehen sich Kaufakte (Waren gegen Geld) stets *innerhalb* von anderen Formen menschlicher Vergesellschaftung. In der Beziehung zwischen Waren- und Geldbesitzer herrscht prinzipiell eine Abwesenheit von Gewalt, was eine moralische oder rechtliche Ordnung voraussetzt. Es liegt darin auch die Anerkennung von Eigentumsrechten: Der jeweilige Tauschpartner wird als Eigentümer anerkannt. Diese Anerkennung – gleichgültig, ob rechtlich normiert und durch staatliche Gewalt durchgesetzt oder implizit als moralische Ordnung akzeptiert („Du sollst nicht stehlen“) –, erhält aber gerade durch die universalisierte Geldverwendung eine *abstrakte* Form. Der Begriff *des* Eigentümers erhält seinen Sinn nur relativ zu einer anderen Abstraktion, die alle Gegenstände als Waren *gleichgültig* behandelt: die Rechnung in einer abstrakten Geldeinheit. Die „Person“ ist eine Abstraktion, die ihre Anerkennung als abstrakter Eigentümer der Geldverwendung verdankt. *Menschenrechte* – in diesem Sinn – beziehen sich deshalb auf *Individuen*, nicht auf „Personen“.

Viertens können physische Dinge nur dann als Waren auftreten, wenn sie ihrerseits durch Maßverhältnisse erfasst und definiert sind. Man kann ein bestimmtes Geldquantum nur dann auf Waren beziehen, wenn diese Waren ihrerseits einem Maßverhältnis unterworfen werden. Wenn sie von sich her kein Maß besitzen, so werden für den Geldverkehr Maße vereinbart: Bei Dienstleistungen Arbeitszeiten, Beteiligungen am Erfolg, Kostenerstattungen etc. Die Universalisierung des Geldverkehrs führt zu einer Universalisierung der Maßverhältnisse für alle Dinge, die potenziell marktfähig sind – bis hin zu erfundenen oder vorgetäuschten Entitäten (von der erkaufte ewigen Seligkeit bis zu Renditeversprechen für wertlose Papiere). /66/

3.2 Der Zirkel der Geltung

Weshalb sind die Menschen bereit, überhaupt Geld zu verwenden, im Tausch gegen nützliche Dinge entgegenzunehmen? Die Antwort darauf liegt in einer impliziten Erwartung bei der Geldverwendung. Man geht davon aus, dass eine erworbene Geldsumme auch von *anderen* als Geld anerkannt wird. Es wird von anderen für denselben Zweck anerkannt, nämlich dafür nützliche Dinge käuflich erwerben zu können. Jeder, der Geld verwendet, unterstellt in der Anerkennung von dessen Geltung, dass auch alle anderen Mitglieder einer Gesellschaft diese Geltung anerkennen. In dieser allgemeinen Anerkennung liegt das Wesen des Geldes. Die Vielen schreiben dem Geld deshalb einen *Wert* zu, der sich zudem in der anerkannten Geldeinheit exakt berechnen lässt. Geld *hat* also nur einen Wert, weil die Vielen es alltäglich verwenden, in ihm rechnen und es so auf den Märkten weitergeben. Umgekehrt aber erscheint in der Geldverwendung nicht die allseitige Anerkennung der Geldeinheit, sondern nur die allgemeine Wertschätzung: Jeder spricht dem Geld einen *Wert* zu. Und eben deshalb wird Geld

akzeptiert. Hier liegt also ein sozialer Zirkel vor: Geld hat nur Wert, weil es universell verwendet und anerkannt wird; es wird universell verwendet und anerkannt, weil die Marktteilnehmer dem Geld einen Wert zuschreiben. Man kann auch sagen: Das Geld funktioniert als universelles Rechen- und Tauschmittel, weil alle in einer Geldökonomie an diese Funktion glauben. Sie glauben umgekehrt an diese Funktion, weil die Geldverwendung funktioniert. *Performativ* besteht der Wert des Geldes, seine Funktion nur in der Tatsache der Anerkennung der Recheneinheit und der tatsächlichen Rechnung in dieser Einheit. Die „Substanz“ des Geldwertes *ist* nur das allgemeine Vertrauen der Menschen in den Geldwert, den sie durch dieses Vertrauen zirkulär herstellen – eine Funktion, die aber *als* Substanz geglaubt wird: „Im Geld erscheint der Funktionsbegriff selbst als Substanz.“ (Liebrucks 1970, 179).

Diese Substanz des Geldes wird in der Verwendung quasi-natürlich *verdinglicht*, weil sich die Geldrechnung stets an einer verkörperten Form (Münze, Papiergeld, Bitcoin etc.) vollzieht. Weil tatsächlich die Geldrechnung an solch einer substanziellen Form vollzogen wird, erwächst einerseits der Schein, diese Substanz des Geldwertes gehöre der materiellen Sphäre an, etwa der menschlichen Arbeit als „Verausgabung von menschlichem Hirn, Nerv, Muskel, Sinnesorgan usw.“ (Marx MEW 23, 85) /67/ Oder man blickt auf die rechnend vollzogene Wertschätzung und bezieht den Geldwert auf eine *ideale* Sphäre. Der Geldwert entstammt aus „einem ideellen Reiche (.), das nicht in uns liegt, das auch nicht den Objekten der Wertschätzung als eine Qualität ihrer anhaftet“ (Simmel 1977, 15). Tatsächlich liegt hier sozial ein *Novum* vor, das nur in seiner Zirkularität verstanden werden kann: Äußere Dinge wie edle Metalle, Papier oder Informationen im Computer erhalten Wert, weil *performativ* die Vielen durch die alltägliche Rechnung in der Recheneinheit den Dingen einen *Wert* zuschreiben, ihn aber gerade erst durch ihre Rechnung hervorbringen. Dieses kollektive Rechnen vollzieht sich an äußeren Dingen – erzeugt so einen materialistischen Schein (Metallismus in der Geldtheorie) –, wird aber doch stets durch das individuell rechnende Bewusstsein hindurch faktisch vollzogen – erzeugt so also *uno actu* einen idealistischen Schein (Psychologismus in der Geldtheorie). Wenn Marx mit Blick auf das Geld zutreffend von einem „Fetischcharakter“ spricht, so liegt dieser Fetischismus aber nicht darin, dass im Geld die sozial geteilte und vermittelte Arbeit in einem „Ding“ verborgen bleibt. Vielmehr liegt der Fetischismus darin, dass das, was die Menschen *tun* – sich rechnend in der Geldeinheit zu vergesellschaften –, als *vereinzelt*-subjektives Kalkül mit Blick auf objektive Sachverhalte interpretiert wird. Nur in *Krisen* wird deutlich, dass mit dem Vertrauen in die Geldeinheit auch der ökonomisch-soziale Zusammenhalt schwindet. Alle Krisen in der Geldökonomie sind deshalb letztlich Vertrauenskrisen, Ausdruck des Sachverhalts, dass die Vielen in ihrem individuierten alltäglichen Rechnen ih-

ren sozialen Zusammenhalt *kraft der Geldform* ausblenden und doch darin vollziehen. Die soziale *Einheit der Vielen* besteht im *Rechnen in einer konventionellen, abstrakten Einheit*. Der Wert dieser Recheneinheit ist leer und besteht nur darin, kollektiv geglaubt und rechnend vollzogen zu werden. Er ist eine Illusion (Brodbeck 2011, 80ff), doch eine, die sozial *funktioniert* (Brodbeck. Andere „Werte“ finden im Geldwert ihr Modell: „Wo einmal der Wertgedanke aufgekommen ist, muß auch zugegeben werden, daß Werte nur ‚sind‘, wo gerechnet wird.“ (Heidegger 1967, 78)

3.3 Das rechnende Denken als soziale Form

Nicht nur das Geld *als* Geld, auch die mit ihm vollzogene rechnende Leistung ist als Denkform gegenüber anderen Formen der Vergesellschaftung ein kategoriales Novum. Das Geld entwickelt sich notwendig *innerhalb* der Gesellschaft; die Abwesenheit von Gewalt beim Tausch, die Anerkennung von Eigentumsrechten, die Universalisierung von Maßverhältnissen für Produkte usw. – all dies setzt eine *sprachliche* Vergesellschaftung voraus. Dazu zählen nicht nur die alltäglichen Kommunikationsprozesse, die auch Kaufakte einleiten, begleiten und formal definieren, auch alle moralischen, religiösen oder rechtlichen Formen sind intersubjektive Formen im Medium der Sprache. Man kann diese Formen zusammenfassend *Logos* nennen. Das dem Geld eigentümliche *rechnende Denken* ist in den Logos eingebettet und hat die dem Logos entsprechende Vernunftformen als Kalkül, als messende und berechnende Haltung überlagert – eine Spur, die bis in die Religionen hinein sichtbar ist, ganz so, als hätte das Geld seine Visitenkarte z.B. in der Bibel abgegeben: „Aber du hast alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet.“ [Weish 11.21]

Das mit dem Geldverkehr verbundene abstrakt-rechnende Denken in einer leeren, illusionären Einheit, also das pekuniäre *Binnenverhältnis* der menschlichen Gesellschaft bestimmt auch die Haltung der äußeren Natur gegenüber. Die in der menschlichen Produktion technisch beherrschten Naturprozesse wurden historisch mehr und mehr durch das kaufmännische Kalkül einer Buchführung von Material, Arbeitseinsatz und Energie unterworfen, Quelle des *Controlling* ebenso wie der mathematischen Naturwissenschaft. Auch die moderne Mathematik, die Algebra und die für den Geldverkehr unerlässliche Rechnung in einem Zahlensystem, das die Stellenwertfunktion der Null besitzt, lassen sich in ihren Quellen im kaufmännischen Alltag erkennen – historische Zusammenhänge, die ich hier nur andeuten kann (Brodbeck 2010; 2012 Kapitel 5.3.3). Unverkennbar erschien im Selbstverständnis der Moderne eine Vernunftform als *Ratio*, als Vorherrschaft des rechnenden Denkens, ganz so, wie in der sozialen Organisation schrittweise das Geld die menschliche Lebenswelt zu beherrschen begann.

Descartes hat die Vernunft in einer mathematischen Form beschrieben; Spinoza, Leibniz und die analytische Philosophie der Gegenwart folgen ihm in dieser Logik; und Hobbes sagt zutreffend: „Vernunft in diesem Sinn ist nichts anderes als Rechnen“ (Hobbes 1984, 32).

Das Geld ist also primär kein äußeres Ding; *es ist eine Denkform* – eine Denkform allerdings, die sich nicht auf andere Formen des „geistigen Seins“ reduzieren lässt. Sie besitzt als Sprache des Geldes eine Grammatik, die in der *Mathematik* ihre reflektierte Form gefunden hat. Auch die formale Logik, die in der modernen Mathematik selbst eine mathematische Form angenommen hat, besitzt im Geldverkehr ihr – mit Hegel gesagt – *Ansichsein*, um mathematisch und logisch die Form eines *Fürsichseins* anzunehmen hat:

„Die Logik - das Geld des Geistes“ (Marx MEW 40, 571). „Der Ort des Geldes ist (...) der Ort der formalen Logik.“ (Liebrucks 1970, 175)

Die Denkform der Moderne, die *science* als mathematisch-logisch strukturierte Wissenschaft wird im Denken ebenso zum universellen Ideal der Wissenschaft überhaupt, wie das Geld zur universellen Verkehrsform alle anderen Formen der Vergesellschaftung zu beherrschen beginnt. „Denn das Geld hat hier dem Menschen nicht nur *seine*, des Geldes Augen eingesetzt, es hat ihm auch seine, des Geldes Gedanken geliehen“ (Liebrucks 1970, 170). Und hier wird auch der Irrweg der modernen Ökonomik erkennbar: Anstatt im Geld die Quelle mathematischer Modellierung zu erkennen, greift sie diese Denkform als fremde auf, um sie erneut auf die Wirtschaft „anzuwenden“ – und dabei prognostisch grandios zu scheitern.

Auch die Quellen der abendländischen Philosophie lassen sich im Spiegel der Denkform des Geldes rekonstruieren, eine Vermutung, die – wie schon angedeutet – liberale Autoren wie Mises ebenso aussprachen wie marxistische (Thomson 1968; Sohn-Rethel 1972). In der griechischen Metaphysik spricht zugleich die Sprache des Geldes (Seaford 2004; Brodbeck 2009). Als kleines Indiz kann man einen Spruch Heraklits anführen, in dem die für seine Philosophie zentrale Kategorie des Feuers als dynamischer Urquell aller Dinge wie folgt eingeführt wird: „Alles ist austauschbar gegen Feuer und Feuer gegen alles, wie Waren gegen Geld und Geld gegen Waren.“ (Fr 90)

Nicht nur die Vernunftform der Ratio, die sich in den Logos einbettet und so die menschliche Vergesellschaftung auch *subjektiv* verwandelt – das Subjekt der Moderne ist das *Geldsubjekt* (Brodbeck 2012, Teil 5) –, auch die spezifisch sozialen, d.h. *intersubjektiven* Formen erfahren durch die Geldverwendung einen fundamentalen Wandel. Die dem Geld eigentümliche Abstraktheit des Kalküls in einer leeren Einheit, deren Inhalt als zirkuläre soziale Form zu entschlüsseln ist, verwandelt auch die Subjekte selbst in abstrakte Rechtssubjekte, die einander nur als Eigentümer anerkennen. Die Geldform setzt je eine andere Form der Vergesell-

schaftung voraus, damit auch staatliche und Rechtsformen und entfaltet sich darin als verwandelndes soziales Binnenphänomen. Die zunehmende Subsumtion der Formen des Logos unter die Ratio transformiert aber schließlich auch die anderen sozialen Formen. Denkform und soziale Wirklichkeit stehen einander in der Vergesellschaftung durch das Geld also nicht wie Subjekt und Objekt dual gegenüber. Die soziale Intersubjektivität vollzieht sich stets durch das rechnende Denken hindurch und schafft darin soziale Wirklichkeit. Denkform und Realität sind dasselbe, stimmen nicht wie getrennte Entitäten nur äußerlich miteinander überein. Weder ist das rechnende Denken eine „Widerspiegelung“ bewusstloser Tauschakte, noch ist die Praxis des Geldverkehrs die „Objektivierung“ einer *vorausgesetzten* Bewusstseinsform der Ratio. In der rechnenden Geldverwendung entsteht alltäglich sowohl die Denkform wie die soziale Wirklichkeit neu. Die Eigentümlichkeit, dass in der Wirklichkeit *herrscht*, was als Wert *geglaubt* wird und eben diese Herrschaft des Geldes performativ mit seiner rechnenden Verwendung immer wieder neu reproduziert wird, ist kein logisch zu vermeidender Zirkel, sondern die spezifische Natur der Vergesellschaftung durch das Geld. Idealismus und Realismus sind gleichermaßen ungeeignete Denkformen, die die Erkenntnis des Geldes nur verdecken, nicht aber erhellen können.

3.4 Marktzutrittschranke, Schuld und Geldgier

Blickt man auf die einem Kaufakt implizite *intersubjektive* soziale Form, so lassen sich zwei Momente festhalten: *Erstens* bedarf das Geld, um als soziale Einheit des Rechnens universell, d.h. intersubjektiv funktionieren zu können, jeweils einer materiellen Verkörperung. Nur mit Bezug auf eine materielle Verkörperung (Gold, Münze, Girokonto, Bitcoin etc.) lassen sich individuelle *Eigentumsrechte* definieren – Voraussetzung jeglichen Geldverkehrs. *Zweitens* finden sich im Kaufakt zwei zu unterscheidende Momente, die einen Eigentumswechsel vollziehen: (1) Die Übertragung der vereinbarten Geldsumme vom Käufer an den Verkäufer; (2) die Übertragung der vereinbarten Ware oder Leistung. Beide Momente können zeitlich auseinanderfallen: Die Übertragung des Eigentumsanspruchs und die Leistung der jeweilig vereinbarten Sache (Geld, Ware, Dienst). Fallen beide Momente zeitlich auseinander, so entsteht ein abstraktes *Schuldverhältnis*. Schuldverhältnisse erwachsen als *abstrakte*, d.h. auf formelle Eigentümer bezogene Verhältnisse aus dem Geldverkehr, ursprünglich normiert im römischen Recht in der *Stipulation*, dem /71/ formellen Zahlungsverprechen. Der Versuch, eine abstrakte Kategorie der Schuld *vorauszusetzen*, um daraus das Geld abzuleiten (Graeber 2011), ist eine Verkehrung des Sachverhalts. Zwar gibt es den Begriff der Schuld durchaus auch innerhalb anderer sozialer Formen, die man als Tausch beschreiben kann: Pflichten, ins Transzen-

dente projizierte Opferformen usw. Doch solche Schuldverhältnisse besitzen noch eine konkrete Form und sind stets in einem Menschen oder einer Gruppe individuiert. Die *Idee der Übertragung* einer Schuld – z.B. die Weitergabe eines Wechsels, einer Forderung usw., Alltag auf den modernen Finanzmärkten und bereits in historisch frühen Formen nachweisbar – trennt Schuld und Person. Hierin ist die im Geld vollzogene Abstraktion vorausgesetzt: Nur abstrakte, nur auf „leere“ Personen bezogene Schuldformen sind handelbar. Hier ist nicht der Raum dazustellen, dass man auch im Schuldbegriff der Religionen (Sünde als Schuld gegenüber Gott, Karma, Opferpflichten etc.) als Quelle den beginnenden Geldverkehr vermuten darf.

Das Geld setzt für seine Funktion als Vergesellschaftungsmittel eine eigentümliche Dynamik voraus: Um *als* Geld zu funktionieren, müssen in ihm unaufhörlich auf den Märkten Eigentumswechsel „in Kauf“ genommen werden. Mit dem Kaufakt wird die zuvor erworbene Geldsumme (= Einkommen) ausgegeben. Das Geld hebt kraft seiner dynamischen Form deshalb unaufhörlich das Eigentum an seiner Form wieder auf. Daraus erwächst nun, *psychologisch* gedeutet, eine neue Zielsetzung: Um an den Märkten teilnehmen zu können, bedarf es der „Eintrittskarte“ Geld. Das Geld ist durch seine dynamische Funktion, die in den Kaufakten den Geldbesitz immer wieder aufhebt, eine *Marktzutrittsschranke*. Die wichtigste Form, Geld zu erlangen, ist die Marktteilnahme durch den Verkauf einer Ware oder einer Dienstleistung. Doch die darin liegende Ungewissheit, einen Käufer finden zu können, offenbart eine tiefe Asymmetrie zwischen Geld und Waren: Nur Geld gewährt uneingeschränkten Marktzutritt; Waren oder Dienste müssen zuvor Geldbesitzer suchen. Diese Marktzutrittsschranke zu überwinden, erzeugt die Geldverwendung selbst deshalb das *Streben nach Geld*.

Eine temporäre Form der Überwindung der Marktzutrittsschranke erwächst aus dem zeitlichen Auseinanderfallen von Leistung und Zahlung durch den *Kredit*. Ein Kredit ist eine temporär überlassene Geldsumme, die allerdings nach einer vereinbarten Frist rückzahlbar bleibt. Der Hauptteil des Kredits heißt traditionell „Kapital“, der Mehrbetrag „Zins“. /72/ Doch ein Kredit hebt die Marktzutrittsschranke immer nur *temporär* auf. Nur ein großer Geldbesitz garantiert jederzeit Marktzutritt. Zwar kann man gleichsam als Energie hinter dem Streben nach Geld auch das Bedürfnis nach den gegen Geld zu erwerbenden Waren und Diensten erkennen. Doch verwandelt sich dieser konkrete Inhalt in eine abstrakte Leidenschaft, die im Verfügen über einen großen Geldbesitz eine abstrakte Kaufmacht erlangen möchte. Die Ausübung dieser Kaufmacht emanzipiert sich mit der Größe des Geldbesitzes von allen konkreten Bedürfnissen und wird so zur leeren *Geldgier*. Das Ziel der Geldgier ist einfach ein abstraktes *Mehr* an Geld. Die Geldgier gelangt nie an ein Ende, weil jede Geldsumme stets vergrößert

werden kann. Es war dies der Grund, weshalb Aristoteles das Streben nach mehr Geld als naturwidrige Leidenschaft verdammt.

3.5 Zins und Gewinn

Als Institution ist dieses Strebens nach einem abstrakten Mehr an Geld der *Zins*, seine vom Marktprozess abhängige Quelle ist der Gewinn – Spekulationsgewinn aus Preisveränderungen oder Unternehmensgewinn als monetärer Überschuss aus der Produktion. Die Subjektform dieses leeren Strebens nach *Mehr* wurde in den Begriff des *economic man* (Ingram 1915, 105) oder des *homo oeconomicus* (Pareto 1968, 12) übersetzt und ist zur apriorischen Grundlage der modernen Wirtschaftswissenschaft geworden. In einer geldphilosophischen Perspektive ist aber erkennbar, dass das dem *homo oeconomicus* eigentümliche *Maximierungsverhalten* aus der im Geld liegenden Form der Vergesellschaftung, der periodischen Eigentumslosigkeit und der erforderlichen Überwindung der Marktzutrittsschranke erwächst, die den Geldprozess selbst notwendig charakterisiert.

Die Geldverwendung selbst vollzieht die ökonomische Vergesellschaftung; es gibt keine unterliegende Basis, deren Ausdruck das Geld nur wäre. Der einzige Inhalt und Referenzpunkt der Geldvergesellschaftung ist die alltägliche Kalkulation in diesem Medium. Ein nur *gegläubter* Geldwert kann durchaus vorübergehend „real“ werden, während umgekehrt eine geplatzte Illusion im Crash den Illusionscharakter des Geldes offenbart: An den Börsen, bei Preisspekulationen, Übernahmen (Mergers & Akquisition) usw. Da das Geld keine vom zirkulären Glauben an seinen Wert und der Rechnung in ihm verschiedene „Substanz“ besitzt, brechen Geldillusionen immer wieder zusammen: Krisen sind unvermeidbar. Dabei werden nicht nur Spekulanten oder getäuschter Anleger ihres vermeintlichen Reichtums beraubt, mit jeder monetären Krise tritt auch die *Vergesellschaftung durch das Geld* selbst in eine Krise.

Ferner: Da ein Mehr aus investiertem Geld (= Kapital) nur möglich ist, wenn die einzukauften Produkte gleichfalls mehr (= Wachstum) oder qualitativ andere (= Innovationen) werden, kann in einem durch das Geld organisierten ökonomischen System ein Zins nur aus jährlichen Überschüssen finanziert werden. Zinszahlungen erfolgen aus Gewinnen, Gewinne wiederum sind das Resultat einer unaufhörlichen innovativen Umwälzung der Produktion. Aus der Geldverwendung erwächst also das den *homo oeconomicus* charakterisierende Streben nach Mehr, nach Gewinn, und dieses Streben wiederum kann nur durch Wachstum und das, was Schumpeter die *kreative Destruktion* nannte, realisiert werden – eine Einsicht, die sich schrittweise beginnend mit Bentham, über Fichte und Marx bis zu Schumpeter in der

Zinstheorie herauskristallisierte. Der Versuch, die Zinserklärung zu naturalisieren, wie dies in der österreichischen Kapitaltheorie geschieht (Böhm-Bawerk, Wicksell, Mises, Hayek u.a.) ist gescheitert (vgl. Brodbeck 2012, Teil 6). Wenn das Geld nicht als Novum erkannt wird, das sich weder aus psychischen noch aus physischen Faktoren ableiten lässt, bleibt auch die Geldvermehrung, der Zins, damit der Kapitalismus unverstehbar. Da dem Geldwert im kollektiven Vertrauen in eine fiktive Recheneinheit letztlich eine Illusion zugrunde liegt, sind alle an den Finanzmärkten generierten „Gewinne“ entweder nur Umverteilungen anderer Einkommen aus Gewinn und Lohn, oder es handelt sich um spekulative Blasen, die durch Entwertung oder Inflationsprozesse immer wieder zu Krisen auf den reinen Geld- und Finanzmärkten führen und die übrige Wirtschaft mit sich in Rezessionen ziehen.

4 Aktuelle Perspektiven

Ohne den Zusammenhang zwischen Gewinn bzw. Zins und Krisen im Detail darstellen zu können, konnte vielleicht deutlich werden, dass erst die Einsicht in die illusionäre und zirkuläre Natur der Vergesellschaftung über das Geld die periodische Wiederkehr von Finanz- und Wirtschaftskrisen verständlich macht. Der Zins kann sich nur durch kreative Destruktion realisieren, kann also sein aus der Geldverwendung stammendes Wesen notwendig nur durch Krisen hindurch immer wieder neu entfalten. Es gibt keine Geldökonomie ohne Marktzutrittschranke, die das Streben nach *mehr* Geld immer wieder hervorbringt und sich in Zins und Gewinn nur durch Krisen hindurch verwirklicht.

Die Hoffnungen, eine reine Marktwirtschaft durch Rahmenbedingungen krisenfrei oder nach ethischen Idealen gestalten, gar eine zinsfreie Wirtschaft (Silvio Gesell) verwirklichen zu können, verkennen dieses Wesen des Geldes. Auch der radikale Versuch, das Geld *abzuschaffen*, um seine Funktion durch eine Planung zu ersetzen, ist zum Scheitern verurteilt (Brodbeck 2011a). Die dem Geld eigentümliche Abstraktion von konkreten Bedürfnissen und Leistungen findet in der abstrakten Geltung der Rechnungen eines Zentralplans nur eine Reinkarnation. Regulierung und Deregulierung der Märkte sprechen dieselbe Sprache des Geldes und sind nur aneinander gespiegelte Illusionen, die die innere Dynamik der Geldverwendung verkennen. Eine wirkliche Reform von Geldökonomien ist ohne die Erkenntnis, dass das Geld – allen anderen seiner Eigenschaften vorausgehend – eine rechnende *Denkform* ist, die sich als Ratio in die Vernunft eingebettet hat, nicht möglich. Die vielfältigen Krisen der Gegenwart und die immer wieder scheiternden Versuche, Gesellschaft und Umwelt berechnend beherrschen zu wollen, entpuppen sich so als Krise des rechnenden Denkens selbst: als *Krise der Ratio*.

Literatur

- Bendixen, Friedrich: Das Wesen des Geldes, 4. Aufl., München-Leipzig 1926
- Bentham, Jeremy: An Introduction to the Principles of Morals and Legislation, Oxford 1823
- Brodbeck, Karl-Heinz: Die fragwürdigen Grundlagen des Neoliberalismus. Wirtschaftsordnung und Markt in Hayeks Theorie der Regelselektion, Zeitschrift für Politik 48 (2001), 49-71
- Brodbeck, Karl-Heinz: Die Metaphysik des Geldes, Der blaue Reiter 27 (2009), 38-42
- Brodbeck, Karl-Heinz: Das Geld, die Null und das Subjekt der Moderne, polylog 23 (2010), 5-15
- Brodbeck, Karl-Heinz: Buddhistische Wirtschaftsethik. Eine Einführung, 2. Aufl., Berlin 2011
- Brodbeck, Karl-Heinz: Kann das Geld abgeschafft werden? Reflexionen zur monetären Vergesellschaftung; in: Walter Otto Ötsch, Katrin Hirte, Jürgen Nordmann (Hg.): Gesellschaft! Welche Gesellschaft, Marburg 2011a, 93-117
- Brodbeck, Karl-Heinz: Die Herrschaft des Geldes. Geschichte und Systematik, 2. Aufl. Darmstadt 2012
- Brodbeck, Karl-Heinz: Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie. Eine philosophische Kritik der modernen Wirtschaftswissenschaften, 6. Aufl., Darmstadt 2013
- Brodbeck, Karl-Heinz: Faust und die Sprache des Geldes, Freiburg 2014
- Friedman, Milton: The Methodology of Positive Economics; in: Essays in Positive Economics, Chicago 1953, 3-43
- Graeber, David: Debt. The First 5000 Years, New York 2011
- Hartmann, Nicolai: Kleine Schriften, Band III, Berlin 1958
- Heidegger, Martin: Nietzsche II, Pfullingen 1967
- Hobbes, Thomas: Grundzüge der Philosophie. Erster Teil: Lehre vom Körper, übers. v. Max Frischeisen-Köhler, Leipzig 1949
- Hume, David: Philosophical Works, 3. Band, Edinburgh 1826
- Ingram, John Kells: A History of Political Economy, New York 1915
- Knapp, Georg Friedrich: Staatliche Theorie des Geldes, 3. Aufl., München-Leipzig 1921
- Laum, Bernhard: Heiliges Geld, Tübingen 1924
- Liebrucks, Bruno: Über den logischen Ort des Geldes, Kant-Studien 61 (1970), 159-189
- Marx, Karl; Friedrich Engels: Werke, hrsg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin 1956ff. (= MEW)
- Meikle, Scott: Aristotle on Money, Phronesis 24 (1994), 26-44
- Menger, Carl: Grundsätze der Volkswirtschaftslehre, Wien 1871
- Menger, Carl: On the Origin of Money, The Economic Journal 2 (1892), 239-255
- Menger, Carl: Rezension „Philosophie des Geldes“ von Georg Simmel; in: David Frisby (Hg.): Georg Simmel in Wien: Texte und Kontexte aus dem Wien der Jahrhundertwende, Wien 2000, 248-249
- Mises, Ludwig von: Die Gemeinwirtschaft. Untersuchungen über den Sozialismus, Jena 1922

- Mises, Ludwig von: Die Wirtschaftsrechnung im sozialistischen Gemeinwesen, *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, 47 (1920/21), 86-121
- Mises, Ludwig von: *Theorie des Geldes und der Umlaufmittel*, 2. Aufl., München-Leipzig 1924
- Mises, Ludwig von: Der Weg der subjektivistischen Wertlehre; in: Ludwig Mises, Arthur Spiethoff (Hg.), *Probleme der Wertlehre*, München-Leipzig 1931, 73-93
- Mises, Ludwig von: *Human Action. A Treatise on Economics*, 4. Aufl., San Francisco 1996
- Müller, Adam: *Versuche einer neuen Theorie des Geldes*, Jena 1922
- Pareto, Vilfredo: *Manual of Political Economy*, übers. v. Ann S. Schwier, London-Basingstocke 1971
- Schmandt-Besserat, Denise: *How Writing Came About*, Austin: University of Texas Press 1996
- Schumpeter, Josef A.: *Das Wesen des Geldes*, hrsg. v. Fritz Karl Mann, Göttingen 1970
- Seaford, Richard: *Money and the Early Greek Mind. Homer, Philosophy, Tragedy*, Cambridge 2004
- Simmel, Georg: *Philosophie des Geldes*, 7. Aufl., Berlin 1977
- Singer, Kurt: *Das Geld als Zeichen*, Jena 1920
- Smith, Adam: *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*, hrsg. v. R. H. Campbell, A. S. Skinner, *Werke* Bd. 1, Oxford 1979
- Sohn-Rethel, Alfred: *Materialistische Erkenntniskritik und Vergesellschaftung der Arbeit*, Berlin 1971
- Sohn-Rethel, Alfred: *Geistige und körperliche Arbeit. Zur Theorie der gesellschaftlichen Synthesis*, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1972
- Sohn-Rethel, Alfred: Das Geld, die bare Münze des Apriori; in: P. Mattick, A. Sohn-Rethel, H. G. Haasis: *Beiträge zur Kritik des Geldes*, Frankfurt a.M. 1976, 35-117
- Taeuber, Walter: *Philosophie des Geldes. Ein Entwurf*, *FinanzArchiv N.F.* 9.3 (1941), 429-528
- Thomson, George: *Die ersten Philosophen*, Berlin 1968
- Veit, Otto: Ansätze zu einer Philosophie des Geldes, *Universitas* 25 (1970), 507-524
- Walras, Léon: *Elements of Pure Economics or the Theory of Social Wealth* (1874), übers. v. William Jaffé, London 1954
- Weber, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*, 5. Aufl., hrsg. v. Johannes Winckelmann, Tübingen 1980
- Wilken, Folkert: Die Phänomenologie des Geldwertbewußtseins, *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 56 (1926), 417-469